Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nochmals zur sozialen Frage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

großen Rubin in der Mitte übersandt worden, der mit seinen Strahlen das Auge förmlich blende.

Diese Nachricht machte mich sehr froh, und ich wünschte ihm Glück zum Drucke seines Werkes.

Nochmals zur sozialen Frage.

Dem Verfasser des Aufsatzes „Zur sozialen Frage" in Nr. 13 dieser Zeitschrift ist durch Vermittlung der Redaktion das nachfolgende Schreiben eines in Berlin wohnhaften Schriftstellers zugegangen.

... Ohne Zweifel giebt es für uns, wie Sie am Schlusse bemerken, nur zwei Wege: Entweder wir behalten unsre Gesellschaftsordnung bei und suchen durch eifriges Bemühen und mit nie erlöschendem Wohlwollen das Loos der niedern Klassen zu bessern, oder wir schreiten der Revolution entgegen. Aber das Loos der Armen nun auch wirklich zu einem bessern zu machen, ist die heilige Pflicht der Gesellschaft und derjenigen, denen eigne Kraft oder Glück — immerhin doch ein höheres Geschick — Reichtum gegeben haben. Leider vergißt auch der, welcher aus der Armut zur Wohlhabenheit aufsteigt und früher ein lebhaftes Gefühl für die Notleidenden besaß, die oben genannte Verpflichtung meist im Genuß des Lebens, und diejenigen vollends, die überhaupt nie selber im Elend waren, wissen erst recht nicht, was das bedeutet, sind immer geneigt, darüber hinwegzublicken und mit Aeußerungen wie: „Diese Leute sinds nicht besser gewohnt," sich alle Last vom Gewissen zu reden. Aber man muß in die ärmsten Kreise hineingedrungen sein, in diese große Masse des Volks, vor allem der großer Städte! Und das ist es, was ich sagen will: das Elend, welches Sie bestreiten, ist nach meiner Ansicht, nach meinen Erfahrungen vorhanden. Sie haben einen Karnevalszug der armen Klassen gesehen — o ja! Und die Leute waren vergnügt, freilich! Als ich Hunger litt, was, ich gestehe es offen, öfter als einmal vorgekommen ist, habe ich trotzdem versucht, fröhlich zu sein. Hätte ich nicht eine ziemliche Elastizität des Geistes besessen, ich wäre nimmer durchgekommen. So das arme Volk. Wollen Sie ihm die ärmlichen Vergnügungen, zu denen es sich die letzten Groschen spart oder — borgt, verargen, so wird es erst recht sinken, wird gänzlich abstumpfen, verrohen und dann — dann hätten wir die Revolution! Unser niedres Volk ist arm und elend! Diejenige Kategorie, denen gute Fleischspeisen unerschwinglich sind und die hauptsächlich von Kartoffeln und Kaffee leben, beginnt garnicht so sehr weit unten, und wollte man die Masse derjenigen feststellen, die aus Mangel an kräftiger Nahrung hinsiechen — Hungers sterben, oder derjenigen, welche frühzeitig durch schlechte ärztliche und häusliche Pflege Krankheiten erliegen, es würde eine erschreckliche Anzahl herauskommen!

Wir zweifeln nicht, daß dieser Brief im besten Sinne gemeint und geschrieben ist. Und da vielleicht auch andre Leute ähnliche Gedanken haben, wollen wir hier öffentlich darauf antworten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daß auch heute noch bei uns viel Elend besteht, daß dasselbe namentlich in den großen Städten sich zusammendrängt, kann niemand bestreiten. Ebenso erkennen wir durchaus an, daß es Pflicht der bessergestellten Klassen ist, dieses Elend nach Kräften zu mildern. Es mag sein, daß manche sich dieser Pflicht nicht genügend bewußt sind oder sich hoffärtig darüber hinwegsetzen. Im allgemeinen aber müssen wir doch behaupten, daß der Sinn dafür, den Armen und Elenden zu helfen, in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sehr lebendig ist. Was geschieht nicht alles heute für diesen Zweck! Staat, Gemeinden und Private wetteifern, für ihn zu arbeiten. Die Städte suchen eine Ehre darin, gemeinnützige Anstalten zu schaffen und ihrer Armenverwaltung die möglichst beste Einrichtung zu geben. Auf dem Wege freiwilliger gemeinnütziger Thätigkeit erstehen überall Arbeiterkolonien, Herbergen zur Heimat, Sommerpflegen für Kinder, Knabenhorte, Asyle für Obdachlose, Krankenhäuser, Schulen aller Art von den Kleinkinderbewahranstalten bis zu den Schulen für Handfertigkeitsunterricht, Volksküchen, Volkskaffeehäuser, Volksbibliotheken und wie sie alle heißen, die Anstalten, die man zum Besten der geringern Klassen gründet. Neben diesen Anstalten verfolgen unzählige Vereine Zwecke der Wohlthätigkeit nach allen Richtungen hin. Wenn auch manches, was auf diesem Gebiete geschieht, nicht ganz frei von Ostentation sein mag, so geschieht es doch, und es kommt den Notleidenden zu gute. Zu dem allen tritt nun noch die Thätigkeit des Staates, welcher in großem Stile unternommen hat, für die Abhilfe der schlimmsten Notstände, die unsre Arbeiter durch Krankheit, Unfall oder Alter treffen, zu sorgen. Selbst für die allerunglücklichste Klasse unsrer Gesellschaft, für die Verbrecher, wird durch die moderne Einrichtung unsrer Gefängnisse mit einer Humanität gesorgt, die den Ernst der Strafe mitunter in Frage zu stellen scheint.

Auf der andern Seite darf man nicht vergessen, daß es recht schwer ist, die wirkliche Bedürftigkeit überall herauszuerkennen und dementsprechend eine vernünftige Wohlthätigkeit zu üben. Eine verkehrt angewandte Wohlthätigkeit wirkt nicht nützlich, sondern schädlich. Das kann man unter anderm daran erkennen, daß in Städten, wo kraft alter Stiftungen oder ähnlicher Einrichtungen mitunter eine verkehrte Wohlthätigkeit geübt wird, der Bettel in üppiger Blüte steht. Nach dem allen glauben wir behaupten zu dürfen, daß in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft für die Notleidenden mehr geschieht als je zuvor.

Aber wenn auch noch weit mehr geschähe, würde doch nicht alles Elend gehoben werden können. Gleichwohl behaupten wir, daß die Darstellung des früher von uns besprochenen Schriftstellers, der auch jetzt unser Briefschreiber beipflichten zu wollen scheint, daß nämlich die große Masse unsers Volkes im tiefsten Elend schmachte, während Einzelne in größter Üppigkeit leben, unrichtig ist. Zunächst ist diese Darstellung darin unrichtig, daß sie das sehr bedeutende Element der mittlern Stände ganz ignorirt, während doch gerade der Bestand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieses Elements in hohem Maße geeignet ist, die obwaltenden Gegensätze zu versöhnen. Aber auch die große Masse der geringern Stände lebt, bei uns in Deutschland wenigstens, in Verhältnissen, die man nicht als tiefstes Elend bezeichnen kann. Wer das behauptet, weiß garnicht, was tiefes Elend ist. Unzweifelhaft hat sich die Gütererzeugung und der Güteraustausch seit fünfzig Jahren enorm vermehrt. Dadurch ist uns zunächst die große Wohlthat zu Teil geworden, daß wir vor der Gefahr einer Hungersnot, die in frühern Jahrhunderten bald hier bald da auftrat und die auch noch vor einigen Jahren in Indien Hunderttausende wegraffte, völlig gesichert sind. Auch haben wir gelernt — um dies gleich hier anzuschließen — das Umsichgreifen schwerer Krankheiten in hohem Maße zu verhüten. Die Cholera, die im Laufe dieses Jahrhunderts mehrfach unser Land heimsuchte, war garnicht zu vergleichen mit den furchtbaren Krankheiten, die in frühern Jahrhunderten unsern Weltteil durchwüteten. Die beiden schlimmsten Geißeln des menschlichen Geschlechts, Hunger und Seuche, haben wir also fast gänzlich überwinden gelernt, und damit sind zwei Hauptquellen wirklichen tiefen Volkselendes verschlossen. Es ist aber auch durch die vermehrte Gütererzeugung ein Wohlstand erwachsen, wie er zu keiner frühern Zeit bestanden hat, ein Wohlstand, der allen Klassen unsers Volkes mehr oder minder zu Gute kommt. Oder meint man wirklich, nur die Reichen profitirten davon? Wir wollen nur auf folgende Produktionen hinweisen. In Deutschland wird jährlich mindestens für neunhundert Millionen Mark Bier, für dreihundert Millionen Mark Branntwein vertrunken und für dreihundert Millionen Mark Tabak verraucht, eine Berechnung, die wahrscheinlich noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Sind es nun die Reichen allein, welche diese Genußmittel an sich wenden? Sie müßten in der That einen guten Magen haben, um sie zu bewältigen. Nein, an dem Verbrauche dieser Genußmittel nimmt unser Volk bis in die tiefsten Schichten hinab Teil. Nun fragen wir weiter: Sind dieselben denn wirklich eine Lebensnotwendigkeit? Sind sie es, mindestens gesagt, in dem Maße, in welchem sie verbraucht werden? Die Pyramiden in Ägypten und das Kolosseum in Rom sind auch schwere Bauten gewesen; und doch haben die Arbeiter dabei, so viel bekannt, weder Spirituosen getrunken noch Zigarren geraucht. Und wenn man vielleicht sagt, das sei doch schon so lange her und könne heute nicht mehr gelten, so verweisen wir darauf, daß auch heute die größere Hälfte unsers Volkes, unsre Frauen, zum größten Teile wenigstens sich dieser Genußmittel glücklicherweise noch enthält. Sind sie deshalb unglücklich zu nennen? Es wäre traurig, wenn dem so wäre. Sie haben sich nicht daran gewöhnt und entbehren sie deshalb ohne Schmerzen. Ist denn das Rauchen, dem sich das deutsche Volk mehr als irgendeine andre Nation hingegeben hat, wirklich eine menschliche Notwendigkeit? Es ist in der That nur ein angequältes Bedürfnis. Wer zum erstenmale raucht, hat nicht leicht einen Genuß, wohl aber öfters recht üble Folgen davon. Aber jeder

Lehrjunge steckt sich schon ein Zigarre in den Mund, um zu zeigen, daß er ein Mann sei. Diese Eitelkeit führt ihn zur Gewöhnung, die Gewöhnung zu einem Bedürfnis, dem er dann zeitlebens einen guten Teil seines Einkommens opfert. Und wie ist es mit dem Bier? Wird es etwa nur getrunken als Erquickungstrank für den Müden und Durstigen? Wer einmal unsern Volksfesten, Landpartien 2c. beigewohnt hat, wird gesehen haben, wie es dort in Massen vertilgt wird, daß man kaum begreift, wie die menschliche Natur das erträgt. Auch wieder eine besondre Eigentümlichkeit des deutschen Stammes! Was bei dem Manne das Verlangen nach jenen Genußmitteln ist, ist bei dem weiblichen Geschlecht die Putzsucht. Unsre Dienstmädchen, statt sich für künftige Notfälle einen Pfennig zurückzulegen, putzen sich wie moderne Damen heraus, wobei sie freilich öfters kein ganzes Hemd auf dem Leibe tragen. Später als Frauen führen sie natürlich ihren Haushalt in gleichem Sinne.

Unser Briefschreiber fragt, ob wir denn nicht auch dem Armen sein Vergnügen gönnen wollen? Gewiß gönnen wir es ihm, von ganzem Herzen. Wenn sein Verdienst dazu ausreicht, warum sollte nicht auch er an den Freuden des Lebens teilnehmen? Als Fürst Bismarck jüngst in einer Rede sagte, er freue sich, wenn er Sonntags in den Dörfern um Berlin die geputzten und vergnügten Menschen sehe, war uns dies ganz aus der Seele gesprochen. Aber es muß doch alles im Verhältnis stehen; und der Arbeiter, der, um eine Vergnügung mitzumachen, seinen letzten Groschen ausgiebt oder gar Geld borgt, während er sich sagen muß, daß er mit seiner Familie dafür nun vielleicht wochenlang zu darben hat, handelt in unsern Augen unverständig. Jedenfalls kann der, welcher sein Geld statt für die notwendigsten Lebensbedürfnisse für Vergnügungen ausgiebt, doch nicht mit Recht darüber klagen, daß er im tiefsten Elend leben müsse. Es ist berechnet worden, daß, wenn unsre Arbeiter nicht rauchten und Spirituosen tränken, die meisten derselben regelmäßig Fleisch genießen könnten. Wer aber an jenen Genüssen so hängt, daß er nicht von ihnen lassen kann, der darf auch keine Klage darüber führen, daß ihm nicht täglich Fleischkost ins Haus wächst. Man kann eben nicht alles zugleich haben. Woher sollten denn die Mittel kommen, wenn jeder reichlich leben wollte? Die Erde erträgt nicht so viel.

Wir wollen hier nicht im einzelnen untersuchen, wie das Elend, wo es wirklich vorhanden ist, entsteht. Unzweifelhaft kann es Menschen ohne alle Schuld treffen. Vielfach ist es aber auch selbstverschuldet. Im allgemeinen kann man behaupten, daß, trotz der Überfüllung aller Stände, auch heute noch der tüchtige und solide Arbeiter regelmäßig sein Brot findet. Wenn in den großen Städten vielfach Elend herrscht, so liegt ein Hauptgrund dafür darin, daß nach diesen Städten alles hindrängt, weil sich vergnüglicher dort leben läßt, während das platte Land, mitunter zum großen Schaden der Landwirtschaft, sich entvölkert. Da ist es denn kein Wunder, daß bei dem so gewaltig ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steigerten Kampfe ums Dasein mancher unterliegt und vielleicht elend zu Grunde geht. Unser Briefschreiber giebt eine traurige Schilderung davon, wie so manches Leben aus Mangel an kräftiger Nahrung, wegen schlechter ärztlicher oder häuslicher Pflege ꝛc. frühzeitig ende. Das ist gewiß vom Standpunkt der betroffenen Individuen recht traurig. Aber kann man auch im Namen der Menschheit eine Klage darüber erheben? Daß viele Existenzen frühzeitig wieder zu Grunde gehen, ist ein Schicksal, das der Mensch mit allen andern Geschöpfen dieser Erde teilt. Wenn alle Menschen, die geboren werden, das höchste Alter erreichten, so hätten wir schon längst so viel Menschen auf der Welt, daß ihnen nichts übrig bliebe, als sich gegenseitig aufzufressen.

Bekanntlich klagen nicht bloß die Arbeiter über ihre Not, sondern diese Klage geht auch in die höhern Kreise hinauf. Von dem „Notstand" der Landwirtschaft ist schon lange geredet worden. In neuerer Zeit klagt auch Industrie und Handel darüber, daß das Geschäft darniederliege. Mitten in der Fülle aller produzirten Güter — der „Überproduktion" — meint fast jeder, daß er nicht mehr leben könne. Und deshalb ruft er womöglich nach Hilfe des Staates, statt zunächst daran zu denken, sich selbst zu helfen — durch Beschränkung seiner Ausgaben. Ein namhafter Schriftsteller äußert sich über diesen Notstand in folgender Weise: „Wenn die aus den großen Städten herüberschallenden Klagen über die »schwere Zeit«, über Not und Elend wohlberechtigt sind, so darf man doch billig fragen: Warum haben denn alle die Warnungen vor der Überspannung des Industrialismus und der Konkurrenz keine Beachtung gefunden? Und ferner: Wie reimen sich mit jenen Klagen diese Thatsachen? Die Bevölkerungen nehmen überall zu, alle Länder überspannen sich mit Eisenbahnen, mit Telegraphen- und Telephonnetzen, Städte und Dörfer wachsen und verschönern sich fortwährend, die Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Daseins steigen zusehends, der allgemeine Wohlstand nimmt sichtbar zu, der Lebensgenuß vervielfältigt sich unendlich, die Künste blühen, Fest reiht sich an Fest, der Vereinsbummel blüht jahraus jahrein, die Bankettsäle hallen wider von Toasten, die Theater, die Konzertsäle, die Museen, die Schaubuden strotzen von Besuchern, die Bahnzüge, die Dampfschiffe, die Gasthöfe, die Weinstuben, die Bierhallen, die Bäder, die Sommerfrischen, die Ballsäle und Tanzböden sind voll, das reist, fährt, reitet, schießt, turnt, jagt, zecht, singt, tanzt, küßt, lacht, jubelt — ja

Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Not! ꝛc."

Der, welcher also schreibt, ist nicht etwa ein wenig volksfreundlicher Mann. Es ist der Schweizer Johannes Scherr.

Wenn man ältere Leute befragt, so hört man von ihnen, daß vor fünfzig und sechzig Jahren im Vergleich mit jetzt alles weit ärmlicher und dürftiger gewesen sei und daß doch nicht eine solche Unzufriedenheit geherrscht habe. Wie

erklärt sich das? Wir glauben, in folgender Weise. Das damals lebende Geschlecht hatte wirklich schwere Zeiten durchlebt. Es hatte erlebt, wie bis in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hinein wieder und wieder schwere Kriege mit allen ihren Schrecknissen über Deutschlands Fluren hinzogen; wie der Fremde bei uns herrschte; wie er den Wohlstand unsers Volkes aussog und die Söhne unsers Landes auf die Schlachtfelder Spaniens und in die Eisgefilde Rußlands schleppte, wo sie elend verkamen. Es hatte auch selbst noch geholfen, unser Vaterland wieder zu befreien; es wußte, welche unsägliche Opfer an Gut und Blut das gekostet hatte. Es hatte dann auch erlebt, daß zwei Jahre nach Wiederherstellung des Friedens Deutschland durch eine Mißernte ganz nahe an eine wirkliche Hungersnot gebracht war. Wer alle diese Dinge in der Erinnerung hatte, dem mußten die nächstfolgenden Jahre, so kläglich auch vieles darin bestellt war, doch wie eine glückliche Zeit vorkommen; und deshalb waren die Menschen leidlich zufrieden. Heute sind alle jene Erinnerungen geschwunden. Seit länger als zwei Menschenaltern ist kein großes nationales Unglück über Deutschland hingezogen. Wir sind deshalb ein verwöhntes Geschlecht. Und weil es uns im ganzen so wohl geht, ist jeder Einzelne unzufrieden und meint, es müsse ihm noch besser gehen. Das teuflische Wort von der „verdammten Bedürfnislosigkeit unsrer Arbeiter," das Lassalle in die Welt geworfen hat, ist wie eine Giftsaat aufgegangen. Bedürfnislosigkeit hat noch nie jemanden unglücklich gemacht. Unglücklich aber wird der Mensch durch die Unzufriedenheit, in welche er sich hineinlebt durch die angeregte Begier nach Dingen, die er seine Bedürfnisse nennt und die doch das Leben ihm nicht zu gewähren vermag.

Wir kommen zum Schluß. Wir wollen uns redlich bemühen, Mittel zu finden, um das Loos der geringern Klassen zu erleichtern und wirkliche Notstände von ihnen abzuhalten, und wollen redlich diese Mittel ins Werk zu setzen suchen. Aber laut widersprechen müssen wir, wenn man jenen Klassen vorredet, daß das Leben für sie nicht mehr zu ertragen sei und daß es nur an dem bösen Willen der Bessergestellten liege, daß sie nicht herrlich und in Freuden leben können. Wenn sozialdemokratische Agitatoren, von Haus aus ungebildete Menschen, die sich in diesen Fanatismus hineingeredet haben, solche Reden führen, so ist das schlimm genug, aber immer noch subjektiv entschuldbar. Unverantwortlich aber ist es, wenn gebildete Männer, solche, die sich Vertreter der Wissenschaft nennen, diese Lehren ins Volk tragen. Sie schüren damit den glimmenden Brand, der unsre ganze Kultur einzuäschern droht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG